

Kurt Oesterle

Tübingen

Die doppelte Angst. Ein fremder Blick auf Maria Wirtemberska – polnische Schriftstellerin und Herzogin von Württemberg¹

Sie war zu keiner Zeit die regierende Fürstin des Landes, dessen Namen sie trug. Ich weiß nicht einmal, ob sie Württemberg je besucht und mit eigenen Augen gesehen hat. Ihre durch Heirat entstandene Verbindung dorthin dauerte immerhin acht Jahre, doch man kann diese Verbindung kaum glücklich nennen. Dennoch behielt die eigenartigste unter allen württembergischen Herzoginnen ihren Namen bei, auch als sie längst keine Herzogin mehr war. Wirtemberska, so nannte sie sich auch weiterhin, und so wurde sie genannt; ihr Vorname: Maria. Ein (schnell geachtetes) Pseudonym, bürgerlich schlicht und ohne jeden Adelsschnörkel – das war beabsichtigt, und es sollte wohl programmatisch klingen. Aber im Namen Wirtemberska ballte sich auch all das Unheil zusammen, das die junge Frau während ihrer Ehejahre erlebt hatte. Trotzdem gab sie den angeheirateten Namen nach der Scheidung nicht auf und nahm ihren Mädchennamen wieder an, der in ihrer polnischen Heimat ein wohlklingender, ruhmreicher Name war und zu einer leidenschaftlichen Patriotin viel besser gepaßt hätte: Czartoryska. Nein, sie blieb sich treu, ebenso ihrem Unglück und allem, was daran von ihr selbst verschuldet war. Sie wollte sich jetzt nicht hinter ihrer Familie oder ihrer Nation verstecken, sondern ihre Autonomie bestätigen, auch wenn sie davon fürs erste einen schlechten Gebrauch gemacht hatte. Durch nichts ließ sich das überzeugender demonstrieren als durch die freie Entscheidung für den Namen Wirtemberska, er war ihr Schmerz und ihre Hoffnung, ihr Stigma und ihre Fahne.

¹ Vortrag, gehalten auf Einladung des Instytut Filologii Germańskiej an der Uniwersytet Wrocławski.

Im sonst so geschichtsbewußten Württemberg sind wenige Spuren von dieser Herzogin geblieben – wie überhaupt die historischen Berührungspunkte von Württembergern und Polen am Neckar eher in Vergessenheit gerieten, während sie an der Oder, wie mir scheint, noch in lebhafter Erinnerung sind. In Württemberg, dem kleinen, aber ehrgeizigen Land im deutschen Südwesten (allein Masowien ist dreimal so groß!), hat das Herrscherhaus auf die russische Karte gesetzt, um die eigene Rolle im europäischen Mächtespiel aufzuwerten – eine Entscheidung, die sich nicht gerade förderlich auch auf die Ehe der Maria Wirtemberska ausgewirkt hat; ich werde darauf zurückkommen.

Doch ganz vergessen ist die polnische Herzogin von Württemberg nicht! So findet sich in einem repräsentativen biographischen Lexikon des Hauses Württemberg ein kurzer Eintrag, dem etwa folgendes zu entnehmen ist: Maria Anna, Herzogin, geboren 1768 in Sieniawa im polnischen Galizien, Tochter von Fürst Adam Kasimir Czartoryski und seiner Frau Isabella, gestorben 1854 in Paris, begraben auf dem polnischen Friedhof von Montmorency, später in die Grablege ihrer Familie in Sieniawa überführt.

In enzyklopädischer Kühle fährt der Autor fort:

(Sie) heiratete im Oktober 1784 Prinz Ludwig von Württemberg. Der Ehe entstammte als einziges Kind Adam. Maria Anna betrieb das Ende der disharmonischen Ehe, nachdem Prinz Ludwig während des Unabhängigkeitskampfes im Mai 1792 als kommandierender General der polnischen Armee in die Dienste des russischen Gegners übergewechselt war. Ein langer familien- und kirchenrechtlicher Streit endete erst zwei Jahre später. Der zweijährige Sohn kam unter die Obhut des Vaters. Ludwig konnte andererseits seine Vermögensansprüche gegenüber den Schwiegereltern nicht durchsetzen. Maria Anna lebte nach der Scheidung und der Besetzung Galiziens durch russische Truppen zunächst bei ihren Eltern in Wien und kehrte 1796 in ihre inzwischen österreichisch gewordene Heimat zurück, wo sie sich fortan der Idee eines unabhängigen polnischen Nationalstaats verschrieb. Zusammen mit ihrer Mutter Isabella gründete Maria Anna 1801 auf dem Landgut Pulawy das erste polnische Nationalmuseum. Nach der Niederschlagung eines weiteren polnischen Aufstands und dem Tod der Mutter folgte sie 1835 ihrem Bruder Adam ins Pariser Exil, wo sie eine Reihe von Organisationen und Bildungseinrichtungen für die vielen in Frankreich lebenden polnischen Emigranten ins Leben rief, unter anderem ein Mädcheninternat. In der Pariser Residenz der Familie Czartoryski, dem Hotel Lambert, zählte der Klavierlehrer ihrer Nichte, Frédéric Chopin, zu den engsten Freunden. Maria Annas Roman *Malwina oder Scharfblick des Herzens* (1816) gilt als Wegbereiter der polnischen Romantik.

Diesem Artikel ist ein eindrucksvolles Bild beigegeben: keines der sonst üblichen Adelsporträts von pompöser Äußerlichkeit, sondern eine Charakterstudie. Das Bild zeigt eine schöne, junge, streng dreinblickende Frau, die ihre Hände auf den Knien locker gefaltet hält; sie trägt einen phantasievoll geschlungenen Kopfbüschel, der wie ein Umhang über die Schultern herabfällt, das kräftige, leicht melancholische Gesicht aber frei läßt; unter dem Tuch quillt jenes Haar hervor, das Maria Wirtemberska im *Malwina*-Roman ihrer Heldin vom Kopf wallen läßt: „voll, schwarz wie Rabenfedern, weich und leicht kräuselnd“, wie sie schreibt.

Unverkennbar legt diese Herzogin von Württemberg auf die sichtbaren Prädikate des Adels keinen Wert, sie wirkt bürgerlich, vergeistigt-ernst und richtet

einen fast traurigen Blick auf die Welt. Hinter ihr fällt ein starker Lichtstrahl vom Himmel zur Erde nieder, der kraftvoll dunkles Gewölke teilt, dicken, schweren Rauchwolken nicht unähnlich. Alles in allem handelt es sich um ein Genre-Bild, wie man es in Europa zwischen Klassik und Romantik liebte – im Hausbuch einer Adelssippe ist es wohlthuend fehl am Platz und verweist auf eine Außenseiterin.

Der Autor des zitierten Lexikon-Artikels heißt Rudolf Bütterlin und ich muß kurz auf ihn eingehen. Bütterlin ist, soweit ich sehe, der einzige württembergische Landeshistoriker, der sich in zwei Jahrhunderten ausführlich mit der polnisch-stämmigen Herzogin befaßte. Bereits 1989 hat er in der „Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte“ ein ausführliches Porträt von Maria Wirtemberska veröffentlicht – schade nur, daß dieses renommierte Periodikum ein reines Fachblatt ist und das breite Publikum nicht erreicht. Dabei hätte Bütterlin mehr und auch andere Leser verdient: Er nähert sich Maria Anna als nobler Verehrer, spricht sie als „Marianne“ an und wünscht, daß sich unser Mitgefühl regt; dennoch gerät er nie in schwärmerische Verwirrung, sondern bereitet sein aus polnischen und württembergischen Archiven zusammengetragenes Material nüchtern und durchsichtig auf. Nur mit dem, was Literaturwissenschaftler den „Kunstvorbehalt“ nennen, tut er sich schwer: Bütterlin begeht den Fehler, den Roman *Malwina* wie ein Lebensdokument und nicht wie ein Kunstwerk zu behandeln. Bei einem Historiker mag dieser Fehler verzeihlich sein – allerdings muß er so die symbolische Form verfehlen, in die die polnische Erzählerin ihr Ehe-Drama zwanzig Jahre danach umgeschmolzen hat. Ich muß Rudolf Bütterlin hier aber erwähnen – und ich tue es gern – weil ich allein ihm den Stoff verdanke, der es mir erlaubt überhaupt einen Blick – einen fremden zudem, weit von Südwesten her – auf die einzige württembergische Herzogin zu werfen, die zugleich eine polnische Schriftstellerin war.

Das Hauptwerk dieser Schriftstellerin, der Roman *Malwina*, ist bis heute das einzige ihrer Werke geblieben, das ins Deutsche übertragen wurde; mir wurde es, übersetzt von Caesar Rymarowicz, in einer Ausgabe zugänglich, die 1987 bei Rütten und Loening in Ostberlin erschienen ist, zwei Jahre vor dem Untergang der DDR ein hübsches kleines Abschiedsgeschenk.

Die Ehe wird im Jahr 1784 geschlossen. Sie ist auf den ersten Blick keine aus dynastischen oder politischen Gründen eingegangene Verbindung, sondern entsteht aus freien Stücken, aus Zuneigung, vielleicht sogar aus Liebe. Die beiden Brautleute scheinen sich nicht einmal mit ihren Familien beraten zu haben. Maria Anna ist sechzehn Jahre alt, ihr Angetrauter, Herzog Ludwig, genannt Louis, 28; er steht als Gardeoffizier in preußischen Diensten und ist Regimentskommandeur. Das Paar lebt in pommerschen Garnisonsstädten, unter anderem in Treptow an der Rega (Trzebiatów) – für einen Karrieresoldaten das Paradies, für eine junge, gebildete und gesellige Frau, die gerade erst ihr Elternhaus verlassen hat, eine Hölle aus Waffen, Befehlen und Uniformen. Ehegatte Louis scheint schon bald auch sein privates Heim in einen Exerzierplatz verwandelt zu haben. Bütterlin schreibt ent-

setzt: „Er geht mit militärischer Strenge gegen seine Gattin vor!“ Gerüchte über die häuslichen Verhältnisse des Paares ziehen ihre Kreise, in Pommern, aber auch darüber hinaus. Die polnische Schwiegermutter des Württembergers muß mehrmals schlichtend eingreifen. Und sein Bruder, Prinz Friedrich, später württembergischer König von Napoleons Gnaden, findet in jedem häuslichen Konflikt des Paares einen willkommenen Anlaß, gegen die von ihm nicht gebilligte Ehe zu intrigieren. Selbst die russische Zarin, Katharina die Große, nimmt an dem ehelichen Mißvergnügen im fernen Pommern Anteil und weiß in einem Brief über Maria Anna zu berichten: „Sie muß dem Manne die Stiefeln abziehen und seine Wäsche waschen sonst schlägt er ihr.“ Man sieht: Die polnisch-württembergische Liaison steht unter allerhöchster Beobachtung, was als ein erstes Indiz dafür gelten mag, daß sie als Störfall empfunden wurde; ich werde noch ausführlicher darauf zu sprechen kommen.

Halten wir einstweilen fest: Der innere Zusammenhalt dieser Ehe kann nicht groß gewesen zu sein. Welche gemeinsamen Interessen hätten die beiden Eheleute auf Dauer auch aneinander binden sollen? Der Mann stand im Sold einer der Teilungsmächte Polens – eine Art Besatzungsoffizier; die Frau kam aus einer der führenden Familien des polnischen Widerstands gegen die Teilung, im Geist dieser Familie war sie erzogen worden und sie bejahte ihn. Möglich, daß das Blitzen der Uniformknöpfe, das ritterlich-schneidige Auftreten des Mannes sie anfangs fasziniert haben, aber wohl nicht lange. Die Tochter aus dem Hause Czartoryski war ein flinker, unabhängiger Geist, vielleicht ein wenig verwöhnt und eigensinnig. Erzogen von einem Geschwader von Hauslehrern, hatte sie mehrere europäische Sprachen gelernt, war bewandert in den Literaturen des Kontinents, vor allem der englischen und der französischen, und geprägt von Humanismus und Aufklärung. Ihrem Gatten muß sie, ungeachtet ihres jugendlichen Alters, von Anfang an intellektuell turmhoch überlegen gewesen sein, und von „servilem Gehorsam“, wie Bütterlin sagt, fand sich bei ihr keine Spur. Der Mann dagegen war vor allem in Kasernenhof-Atmosphäre herangewachsen; schon die Kindheit hatte er in Trepow verlebt, wo sein Vater, ein Bruder des württembergischen Regenten Herzog Carl Eugen, des Schinders von Friedrich Schiller, gleichfalls in preußischen Diensten gestanden war. Auf ein paar kurzen Bildungsreisen durch Europa hatte er seinen Lebensstil gefunden: mondän und stets über den eigenen Verhältnissen. Da Louis in seinem Haushalt gern mehr Personal beschäftigte als seine Kasse erlaubte, machte er Schulden, und zwar so viele, daß sie ihm bis an sein Lebensende die Treue hielten. Man kann es kaum anders ausdrücken: Ludwig von Württemberg war ein Lebemann und Tunichtgut, einer jener ausgeprägt hedonistischen Hazardeure, nur ihrem eigenen Glück, Ruhm und Stande lebend, die die alte europäische Adelswelt seit Jahrhunderten zum Leidwesen der Völker in Massen hergebracht hat.

Nur wenig dürfte dieser Mann vom Charakter des polnischen Adels geahnt haben, zu dem seine junge Frau gehörte. Um diesen Charakter zu beleuchten,

möchte ich aus einer Schrift Heinrich Heines zitieren, dem frühen Reisebild *Über Polen* aus dem Jahr 1825, in der der Autor versucht, einem Europa auf der Schwelle zur bürgerlichen Epoche die Vorzüge einer politisch verantwortlich handelnden Aristokratie schmackhaft zu machen; Heine schreibt:

An die Namen gewisser Familien, die sich durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höheren Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwillis, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatowskis, die Potockis usw. werden zwar eben so gut als bloße polnische Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hintern Pflug geht; dennoch sind sie der höhere Adel *de facto*, wenn auch nicht *de nomine*. Ihr Ansehen ist sogar fester begründet als das von unserm hohen Adel, weil sie selbst sich ihre Würde geben ... von Adelsstolz gegen Bürgerliche wissen die Polen nichts ... Dieses Wesen des polnischen Adels hat am meisten beigetragen zu der höchst wunderlichen Gestaltung von Polens politischer Geschichte ... Durch die Idee der Gleichheit entwickelte sich bei den polnischen Edelleuten jener Nationalstolz, der uns oft so sehr überrascht durch seine Herrlichkeit, der uns oft auch so sehr ärgert durch seine Geringschätzung des Deutschen, und der so sehr kontrastiert mit eingeknuteter Bescheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte sich der bekannte großartige Ehrgeiz, der (in Polen) den Geringsten wie den Höchsten beseelte ...

Um Heines Blick auf den polnischen Adel noch einmal zu verengen: Neben den Potocki, Radziwiłł und Flemming war auch die Familie Czartoryski eine der tragenden Säulen polnischer Eigenständigkeit. Seit Generationen gingen diese Magnaten-Familien immer wieder Eheverbindungen miteinander ein, um ihren Zusammenhalt zu festigen und vertraglich zu sichern; Maria Annas Mutter Izabella etwa war eine geborene Gräfin Flemming aus dem litauischen Landesteil. Warum also hätten die Czartoryski mit ihrer Tochter anders verfahren sollen? Doch diese folgte ihrem eigenen Herzen und heiratete Hals über Kopf einen landfremden Offizier, der den politischen Zielen ihrer Familie zu nichts nützte war, zumindest bis auf weiteres. Schlimmer noch: Die wachernen Zeitgenossen dürften schnell erkannt haben, daß es sich bei Ludwig von Württemberg nur um eine „subalterne und dazu noch kümmerlich arme Figur auf der Adelsbühne Mitteleuropas“ handelte, wie Bütterlin es formuliert, eine Figur, die mit günstiger Einheiratung lediglich versucht haben könnte, das ewige Loch im eigenen Geldbeutel zu stopfen; denn die Czartoryski, Heine hat es angedeutet, waren reich – für Louis ein ausgezeichnete Grund für seine ganz persönliche Osterweiterung. Für das materielle Motiv spricht außerdem, daß der Herzog von Württemberg noch nach seiner Ehescheidung bis ins Jahr 1794 durch Mittelsmänner wiederholt versuchte, in den Besitz von stattlichen 520 000 Goldgulden zu gelangen (heute ein Millionenbetrag), die zur fürstlichen Aussteuer seiner Frau zählten und ihm bisher noch nicht überreicht worden waren. Vergeblich. Denn auch die Czartoryski verstanden es, im gerichtlichen Nachhutgefecht zur mißlichen Ehe ihrer Tochter ihr eigenes Hab und Gut zusammenzuhalten.

Doch drehen wir die Zeit noch einmal zurück, bis ins Jahr 1786. Da nämlich erblickte die Familie Maria Annas endlich eine Chance, die Lage ihrer unglücklich

verheirateten Tochter zu bessern, und sie ließ daher nichts unversucht, ihren württembergischen Schwiegersohn für die polnische Sache zu gewinnen, konkret: Sie überredete Louis, in den polnischen Kriegsdienst überzutreten. Das war freilich nur denkbar, weil Preußen nach dem Tod Friedrichs des Großen seine Allianz mit Rußland lockerte und sich, vierzehn Jahre nach der ersten polnischen Teilung, zum „Protektor“ des übriggebliebenen polnischen Staates aufschwang und den antirus-sischen Widerstand stärkte, natürlich nicht selbstlos, sondern in der Hoffnung auf eigene territoriale Zugewinne. Die nun einsetzenden politischen Wirren kann ich nur andeuten – aber während die Preußen die Aufrüstung des polnischen Heeres noch guthießen, holte die russische Zarin Katharina zuerst mit Hilfe von Intrigen, dann mit militärischen Mitteln zum Gegenschlag aus. Die Konfrontation wurde unvermeidlich: es kam zu ihr während des polnisch-russischen Krieges im Jahre 1792. Als erfahrener Offizier war Herzog Ludwig den Polen überaus willkommen gewesen, und sein eigener Schwiegervater, Adam Kasimir, hatte mit beträchtlichen Summen aus seinem Privatvermögen zur Ausrüstung eben jener Truppen beigetragen, die sein Schwiegersohn im Kampf führen sollte. Doch was tat der? Er kniff aus, ließ seine Soldaten im Stich und lief angesichts der Übermacht von Suworows Truppen – zu den Russen über, die ihn mit militärischer Ehrenbezeugung empfangen haben sollen ...

War das nur der nüchterne Pragmatismus eines Karrieristen? Oder stand noch anderes dahinter?

In Polen brandete ungeheure Empörung über diesen Seitenwechsel auf. Die meisten Zeitgenossen gaben der Sache den Namen, den sie einzig verdient: Verrat – ein um so üblerer Verrat, als der Verräter Jahre zuvor das polnische Bürgerrecht empfangen hatte und zum Ritter des Weißen Adlerordens ernannt worden war. Auch seine Frau, Maria Anna, muß das Verhalten ihres Mannes als Verrat begreifen, was ihm unmöglich klar gewesen sein kann, da er wenig später nach Warschau reist, um seine Gattin und den kleinen Sohn Adam zu sich zu holen. Erst dort erkennt er, daß seine Frau, deren Familie und alle ehemaligen Freunde sich von ihm abgewandt haben. Maria Annas Entscheidung, sich von ihm zu trennen, erscheint ihm zurecht „unabänderlich“. In einer späteren Rechtfertigungsschrift von seiner Hand heißt es: „Um einem verderblichen Anschlag zu entgehen, mußte ich Polen mit gänzlicher (Zurücklassung) allen was mir gehörte verlassen.“ Und Bütterlin kommentiert: „Sein Name gilt fortan als Synonym für Vaterlandsverrat.“ Auch Maria Wirtemberska wußte, wie belastet dieser Name war, den sie später als Künstlernamen wählte; sie kann diese Wahl nur getroffen haben, weil der Name das Symbol eines schmerzhaften Irrtums war, dessen Folgen sie auf keinen Fall verdrängen wollte.

Herzog Ludwig aber lebte weiter wie bisher. Doch selbst seiner eigenen Sippe, den Württembergern, ist der Mann schließlich zur Last geworden. Als er im Jahr 1800 die preußischen Dienste im Rang eines Generalfeldmarschalls quittierte, verdiente er sein Geld noch sechs Jahre lang als russischer General sowie als Gouver-

neur von St. Petersburg und kehrte dann ins heimische Württemberg zurück, um dort ein Jägerregiment zu befehligen, das seinen Namen trug. In zweiter Ehe war er mit einer deutschen Prinzessin verheiratet, die ihm fünf Kinder gebar. Welche Schlacht er auch immer gewonnen haben mag, den Krieg gegen seine Schulden verlor er. Auch in seiner Heimat stolperte Louis mit wenig Anmut von Affäre zu Affäre: Und immer war Geld im Spiel; Unsummen gab er aus, um Württemberg mit einem großen Opernhaus zu beglücken, doch auch dabei ist er gescheitert. 1810 wagte Louis sich sogar noch einmal nach Warschau, um herauszufinden, in wessen Hände nach der Niederschlagung des Kościuszko-Aufstandes die Güter der Familie Czartoryski inzwischen geraten sein könnten. Er hoffte unverdrossen, einen guten Schnitt zu machen. Und man hatte ihn in Polen keineswegs vergessen, wenn auch nicht so, wie er es erträumt haben mag. Kaum angekommen, wurde er inhaftiert und beinahe für ein ganzes Jahr im Gefängnis der Warschauer Stadtwache festgesetzt. Den Haftbefehl hatten seine zahlreichen Wechselgläubiger zwischen Kurland und Galizien erwirkt. Sein Bruder, König Friedrich von Württemberg, löste ihn schließlich aus, indem er die Schulden größtenteils beglich. Einen notorischen Kreditbetrüger zum Bruder zu haben, schmeichelt auch einem absoluten Herrscher nicht.

Danach kehrte Ruhe ein. Das Haus Württemberg scheint über den ruinösen Sprößling eine *damnatio memoriae* verhängt zu haben; man ließ ihn fallen, wenn auch in weiche Kissen. Sein königlicher Bruder wies ihm das Schloß in Kirchheim unter Teck zu, wo Herzog Ludwig 1817 starb.

Ein Jahr davor hatte Maria Wirtemberska, inzwischen nahe an den fünfzig, im Palais Zamoyski in Warschau ihren im Selbstverlag edierten Roman *Malwina oder Scharfblick des Herzens* vorgestellt. Polen war auf dem Wiener Kongreß inzwischen noch einmal geteilt worden. Der russische Zar Alexander I. hatte darauf ein „Königreich Polen“ proklamiert und sich selbst zu dessen König eingesetzt. In einer *Kleinen Geschichte Polens* habe ich gelesen:

Im neuen Königreich schienen die besten Bedingungen für ein echtes politisches Leben der Polen gegeben zu sein. Diese hofften auch, die litauischen und ukrainischen Gebiete dem Kernland wieder hinzufügen zu können; die darauf gerichteten Aktivitäten reichten von einer Zusammenarbeit mit dem Zaren auf der Basis der versprochenen Autonomie einerseits bis hin zur Opposition oder zu verschiedenen Verschwörungen gegen Rußland andererseits.

Welche Option bei der Buchpräsentation im Publikum überwog, kann niemand mehr sagen – die Autorin selbst jedenfalls optierte – nicht anders als ihre Heldin Malwina – für den bewaffneten Aufstand, verhalten zwar, doch der Zensor hätte es bemerken können, wenn er das Buch genauer gelesen hätte, vielleicht unterließ er es ja, weil eine Frau das Buch geschrieben hatte ...

Springen wir nun mitten hinein und schauen zu, wie die gescheiterte Ehe literarisch abgewickelt wird – und staunen wir über die Verschiebung, die die Erzählerin dabei vornimmt. Die Abwicklung geschieht im dritten Kapitel, einem knappen, scharfsinnigen Stück Prosa; danach ist Malwinas Ehedebakel ein für allemal

erledigt und kommt in dem rund 250 Seiten umfassenden Roman kein weiteres Mal direkt zur Sprache, obwohl jede Lebensregung der Heldin ohne diese Erfahrung nicht denkbar wäre:

Malwina wird vorgestellt als Mädchen aus „einer der ersten Familien Polens“, was sie mit Maria Anna Czartoryska gemein hat. Dann folgt schon die erste Abweichung von deren Lebensgeschichte: Malwina ist vierzehn, als sie heiratet, Maria Anna war sechzehn. Auch entschließt sie sich nicht aus freiem Willen zu ihrer Ehe, wie es bei der jungen Fürstin Czartoryska höchstwahrscheinlich der Fall war, sondern gehorcht einem elterlichen Befehl.

Also eine Zwangsheirat – oder doch nicht ganz.

Im Wortlaut heißt es weiter:

Bevor sie ihre letzte Zustimmung gab, teilte sie dem künftigen Gatten mit, daß sie für ihn keine Zuneigung empfinde und ihn lediglich auf Geheiß der Eltern nehme, worauf er ihr erwiderte, dies sei keineswegs ein Schaden, denn wenn sie erst einmal seine Frau sei, werde sie sich an ihn gewöhnen und in der Erfüllung ihrer Pflichten auch Glück finden. Dieser völlige Mangel an Feingefühl erfüllte Malwinas Herz mit Angst und verhielt ein überaus trauriges Los,

dessen Zeugen die Eltern nicht mehr werden, weil sie bald darauf sterben; jetzt hat Malwina nur noch einige Freunde und ihre jüngere Schwester. Doch

ihr Mann, der blinde Eifersucht mit vielen anderen Fehlern vereinte, trennte sie von ihrer Familie und ihren Bekannten und brachte sie auf ein einsames Schloß in der tiefsten Provinz. Die Wildheit seines Charakters und die ständigen heftigen Vorwürfe, daß sie ihn nicht liebe, vergifteten die jungen Jahre, die Tage und Stunden der sanften, unschuldigen Malwina ... Zwei Jahre lang führte sie das traurigste Leben, das es geben kann; doch endlich wurde dieser Mann, bei dem alle Triebe gleichermaßen unbeständig waren, es müde, seine Frau zu quälen, die seine Liebe nicht erwiderte, er änderte seine Lebensweise von Grund auf und entbrannte in heftiger Leidenschaft für die Jagd.

Fortan zieht er mit seinen Gefährten durch die Wälder, tötet „arme Rehe, Füchse und Hasen“ und betrinkt sich danach bis tief in die Nacht. Malwina vereinsamt und wird von Melancholie ergriffen, doch „eine lebhaftere Vorstellungskraft und der Wunsch nach Betätigung“ retten sie. Nun erzieht sie sich selbst: Sie liest die Bücher aus der Schloßbibliothek, singt alte Lieder, spielt auf der Orgel und lernt bei Gängen in der freien Natur, sich in Geduld zu üben. So gelingt es ihr, sich vor Bitterkeit und Bosheit zu bewahren und ihr Selbstvertrauen nicht einzubüßen.

Eine blutjunge Frau, die wie ein „Schemen“ erscheint, aber doch mit festem Schritt ihren Weg geht – und bei diesem Charakterbild verrät uns die Erzählerin auch, woher Malwina ihren Namen hat: von der Hauptfigur aus dem „Ossian“, jener alten schottischen Volkspoesie, die ganz Europa, den jungen Goethe vorneweg, einst in Verzückung versetzt hat (auch wenn seinerzeit der Verdacht schwer abzuweisen war, daß es sich um eine Fälschung handelte).

Vier Jahre steht Malwina ihre Ehe bereits durch – da stirbt ihr Mann bei einem Jagdunfall. Doch die Erzählerin verweilt nicht lange bei diesem Einschnitt, sondern fährt fort:

Ich würde lügen, wollte ich behaupten, daß der Tod des Gatten Malwina als ein unverdientes Unglück erschien; aber ich kann hinzufügen, daß die gütige und keineswegs rachsüchtige Malwina vergaß, wie wenig glücklich sie mit ihm gewesen war, und aufrichtige Tränen über seinen frühen und schrecklichen Tod vergoß.

Jetzt kann sie das düstere Schloß verlassen, und sie tut es mit dem Ruf: „Ich fahre in die Welt, die ich überhaupt nicht kenne!“ Und bald siedelt die noch mädchenhafte Witwe, erleichtert und bedrückt zugleich, auf das Landgut ihrer Familie nach Krzewin über, in dem unschwer Puławy, eine der Besitzungen der Czartoryski, zu erkennen ist; hier beginnt die eigentliche Romanhandlung, hier liegt der Ausgangspunkt eine Wegs in die Zukunft, auf dem sich erweisen wird, ob Malwina alias Maria Wirtemberska ihre „Lebensprobe“, wie Bütterlin formuliert, bestanden hat.

Ich werde Ihnen nun in verknappter Form den Hauptstrang der Romanhandlung nacherzählen, um Ihnen anschließend vorführen zu können, welche Schlüsse Maria Wirtemberska aus ihrer katastrophal falschen Partnerwahl gezogen hat. „Schlüsse“ ist vielleicht ein zu rationales Wort für eine Operation am romantisch-offenen Herzen, ich kann aber hier schon andeuten, daß die angebotenen Lösungen weit über bloße Privatentscheidungen in Liebesdingen hinausreichen: Sie betreffen vielmehr das gesamte Menschen- und Gesellschaftsbild der Zeit. Also:

Malwina lebt nach dem Tod ihres Ehemanns auf Gut Krzewin bei ihrer Schwester und ihrer Tante. Eines Nachts tobt ein Gewitter, und der Blitz schlägt in einem Nachbarhaus ein. Ein Kind ist in Gefahr. Malwina eilt zu Hilfe, überschätzt aber ihre Kräfte und kommt beinahe um. Ein Unbekannter stürzt ihr nach ins Feuer und rettet sie mitsamt dem Kind. Er heißt Ludomir, ist ein hübscher, bescheidener junger Mann und lebt nach den „Gesetzen der Courtoisie“. Als erster in ihrem ganzen Leben, so heißt es, „begriff er Malwinas Gedanken, erriet ihre Gefühle und hemmte ihre Phantasie nicht.“ Die beiden – man kann es nicht anders sagen – verlieben sich sehr rasch ineinander. Doch es gibt eine dunkle Stelle in Ludomirs Gemüt, und Malwina stößt darauf, als sie ihn „ganz unschuldig“ nach seiner Herkunft fragt. Er schweigt und fällt in Trauer, sie ist zutiefst irritiert. In ihrer Umgebung wird erörtert, ob er vielleicht ein „Verbrecher“ oder „betrügerischer Abenteurer“ sei, doch Malwina weist solche Vermutungen zurück – mit dem Scharfblick ihres Herzens hat sie längst erkannt, daß Ludomir ihre Liebe wert ist und vielleicht mehr. Doch der verzichtet und nimmt ihr vor seinem sang- und klanglosen Abschied das Versprechen ab, niemals hinter ihm herzuforschen und sein Geheimnis lüften zu wollen, ja, sie dürfe ihn bei einem etwaigen Wiedersehen nicht einmal kennen. Malwina ist nun mit ihrer Welt- und Menschenkenntnis am Ende. Ihrer Tante gesteht die junge Witwe, die sich bis hierher erfolgreich selbst erzogen hat, daß sie „noch nichts dergleichen in einem Roman gelesen“ habe.

Szenenwechsel: Wir sind nun in Warschau, wohin Malwina sich begeben hat, um Erholung zu suchen. Doch Warschau erweist sich keineswegs als Kurort, und wenn im ländlichen Krzewin vor allem Liebe und Sehnsucht die Gefühle waren,

die Malwina begleiteten, so sind es in der Stadt Angst und Verwirrung: Keine anderen Gefühlszustände werden von nun an häufiger geschildert. Obwohl es dazu auf den ersten Blick gar keinen Anlaß gibt, zumal Malwina in Warschau Ludomir wiedertrifft. Allerdings ... stark verändert. Hier firmiert er als der junge Fürst Melsztynski, und Malwina erkennt ihn sogleich wieder – und doch nicht. Denn Ludomir hat sich verändert, er ist nicht mehr der ernste, gefühlsbetont-natürliche, bisweilen verzweifelte junge Mann aus den Tagen von Krzewin, sondern ein eleganter, formvollendeter, von allen bewunderter Galan, sprühend vor zynischem Witz. Malwina zieht in Betracht, daß die flirrende Warschauer Atmosphäre das Bild des Geliebten so unerträglich verzerrt, die Bälle, die glamourösen Tanzabende, die Schlittenpartien, die Gesellschaftsspiele, bei denen sie ihn immer wieder trifft. Er erscheint ihr als Rädchen einer High Society, die viel Geld hat, aber noch mehr Zeit, die sich furchtbar langweilt und permanent mit Spiel und Trunk zerstreuen muß, notfalls auch mit Intrigen; überdies ist Ludomir in festen Händen, wenn es in dieser gespenstisch überdrehten Szenerie so etwas wie feste Hände gibt. Er gehört zu Doryda, der „ersten Modedame“ am Platz, so daß Malwina nur den Schluß ziehen kann: Er liebt mich nicht mehr! Sich vergewissern, bei ihm nachfragen, das darf sie freilich nicht, denn sie hat ihm ja versprochen, ihn nicht zu kennen, falls sie sich wiedersehen sollten, und daran hält sie fest. Aus diesem Frage-Verbot aber resultiert ihre Angst, die mehr ist als ein Gefühl, das von Zeit zu Zeit auftritt: Diese Angst wird angesichts von so vielen Unklarheiten, Zweifeln, Täuschungen und Enttäuschungen zu einem existentiellen Grundzustand – und wenn Maria Wirtemberskas Roman von 1816 einen modernen Zug hat, dann den, diesen Grundzustand des Keiner-kennt-keinen-Mehr erfaßt zu haben.

Wenn jedoch ihre Entfremdung am größten ist, entsteht sogleich wieder der Eindruck, daß der so gründlich veränderte Ludomir Malwina doch noch liebt. Er macht ihr den Hof, stürzt sie so in nur noch größere Verwirrung und jagt sie zwischen Hoffen und Zweifeln hin und her. Ein Ende scheint erst erreicht, als sie ihn unvermutet in einer Kirche trifft – ein günstiger Ort, ein günstiger Augenblick, und die beiden sind sich wieder nahe wie vordem: Gleich wird Ludomir gestehen, was es mit jenen „Wandlungen und Heimlichkeiten in seinem Verhalten“ auf sich hat, die Malwina „verwundert und beleidigt, bisweilen sogar abgestoßen“ haben – doch da ertönt abermals, wie schon zu Beginn des Romans, der Ruf „Feuer!“, und Ludomir läuft hinaus auf die Straße, um zu helfen. Was sich in diesem Moment wiederholt, das ist die bereits bekannte Urszene, doch diesmal steht das Chaos nicht im Dienst der Liebe, sondern der Angst, und zwar einer „doppelten“ – inwiefern, das wird nicht erklärt. Aber „doppelt“, der Leser ahnt es, fungiert von nun an als eine Art Geheimwort, dessen Sinn sich enthüllen muß, als eine Antizipation, die Malwinas Instinkt, ihrem Herzens-Scharfblick gelingt, noch bevor ihr Verstand folgen kann; der Komplex der doppelten Angst erwiese sich übrigens auch für eine psychoanalytische Interpretation als äußerst zugänglich.

Ludomir – einmal mehr – bleibt bis auf weiteres verschwunden; die unterbrochene Begegnung in der Kirche jedoch ist der Wendepunkt des Romans.

Jetzt schlägt die Stunde der Aufklärung. Von einer Vertrauten erfährt Malwina, was sie bei Ludomir unter keinen Umständen erfragen darf: Nämlich welche Lebensgeschichte er mit sich herumschleppt. Er ist, so hört sie, der Sohn einer Magnaten-Tochter, die den Willen ihres Vaters, des Fürsten Melsztynski, mißachtet und unter ihrem Stand geheiratet hat: Einen polnischen Freiheitskämpfer zwar, doch eben keinen, der von „Fortuna und Geburt“ begünstigt war. Nach der Eheschließung ist das Paar aus Warschau geflohen, die Tochter wurde nachträglich vom Vater verstoßen. Das Paar hat sich „in einem ärmlichen Dorf an der türkischen Grenze“ niedergelassen, doch schon bald ist der junge Freiheitskämpfer an einer Kriegsverletzung gestorben und kurz darauf starb auch seine Frau. Aber noch auf dem Sterbebett hat sie einen Sohn zur Welt gebracht – Ludomir, den sie ihrem Vater in einem Abschiedsbrief gewissermaßen ans Herz legt, mit der Bitte, er möge ihn nicht verstoßen. Der alte Fürst Melsztynski holt das Kind nach Warschau und zieht es standesgemäß auf.

Doch richtig klug wird Malwina aus dieser vertraulichen Mitteilung nicht. Ihr bleibt eine „unerträgliche Unruhe“. Allerdings, ihre Angst ist geschwunden und hat einer dauerhaften „Herzbeklemmung“ Platz gemacht. Inzwischen ist neue Kriegsgefahr heraufgezogen, und auch Ludomir bereitet sich darauf vor, um die polnische Freiheit mitzukämpfen. Unmittelbar vor seiner Abreise will Malwina ihm ein Versprechen geben, ein Eheversprechen für die Zeit nach seiner Rückkehr, doch sie bleibt mitten im Satz stecken und wird ohnmächtig. Die Szene spielt im Schloßgarten von Wilanow, zwischen Statuen, die Malwina „wie Trugbilder“ erscheinen – das Motiv des Trügerischen aber bildet lediglich den Auftakt zu noch größerer Verwirrung: „Plötzlich unterbrach ein gellender Schrei ihre Worte“, heißt es weiter, „ein außergewöhnliches Gesicht war aufgetaucht und raubte ihr die Sinne. Im Dickicht des Spaliers, das vom Mondschein erhellt war, hatte Malwina eine Gestalt erblickt: Ludomirs Ebenbild!“

Um es auf den Punkt zu bringen: Ludomir liebt Malwina und will sie heiraten; Malwina aber liebt ihren Lebensretter von einst nicht mehr, zu sehr hat er sich zu seinem Nachteil verändert; dennoch ist sie entschlossen, ihm das Jawort zu geben – doch in dem Augenblick, als sie ihr Glück der alten Dankesschuld opfern will, halluziniert sie einen anderen Ludomir. Oder gibt es den anderen wirklich?

Bevor ich diese Frage beantworte, möchte ich etwas vorausschicken: Maria Wirtemberskas Roman zählt ohne Zweifel zur sentimentalischen Literatur, und je länger die Erzählung dauert, desto mehr bleibt der Realismus auf der Strecke. Ein Vorgang, der etwas von dem ungeheuren Druck fühlbar macht, unter dem die Autorin stand, nämlich das Problem der falschen Wahl mit poetischen Mitteln lösen zu müssen. Um dieses Ziel zu erreichen, erscheint ihr jede Konstruktion, jeder Kunstgriff erlaubt; längst hat sie aufgehört, ihre Überspanntheit, ihre Neigung zum Kitsch, einen bisweilen vorhandenen Hang zum unfreiwillig Komischen zu fürch-

ten ... doch auch darin läßt sich eine durchaus achtbare künstlerische Kompromißlosigkeit erblicken.

Denn Ludomir gibt es tatsächlich zweimal, das heißt der fürstliche Ludomir hat einen ihm bis in die Haarspitzen ähnlichen Zwillingbruder (und auch noch gleichen Namens!), von dem die sterbende Mutter keine Mitteilung mehr machen konnte. Sie verfaßte den Brief an ihren Vater in Warschau bereits vor der Geburt, und wer will es ihr verdenken, daß sie nur *ein* Kind erwartete. Der zweitgeborene, unerwartete Ludomir aber ist schon früh auf eine harte Lebensprobe gestellt worden, hat eine wahre Odyssee hinter sich gebracht und eine, wie es heißt, „wilde Erziehung“ bei armen, aber lebensstüchtigen Leuten genossen. Darum glaubt er auch bis zum Schluß, von niederstem Stand zu sein. Nie hat er erfahren, wer er eigentlich ist, und als er – und nicht sein Zwillingbruder – Malwina aus dem Feuer rettete und ihre Liebe gewann, mußte er davon ausgehen, die Fürstentochter aus Standesgründen niemals heiraten zu können. Wenn aber danach die Wege der beiden unterschiedlichen Ludomirs die Bahnen Malwinas kreuzten, dann hielt sie beide stets für ein und denselben – eineiige Zwillinge sind eben die personifizierte Verwechselbarkeit ... Lediglich Malwinas Herz rebelliert, wenn der falsche auftaucht, und es soll recht behalten.

Das Zwillingmotiv ist in der europäischen Literatur häufig anzutreffen. Meistens wurde es von Lustspieldichtern benutzt, nicht selten – wie bei Terenz – zur Gestaltung turbulenter erotischer Verwechslungskomödien. Maria Wirtemberska aber entwickelt aus diesem Motiv eine Verwechslungs*tragödie*, die vor der denkbar schlechtesten Wendung gerade noch einmal abgebogen werden kann und ins Happy-end mündet. Malwina bekommt zu guter Letzt den richtigen Ludomir.

Mit anderen Worten: Sie hat die Zwillingprüfung bestanden. In der Kunst gelingt, was im Leben scheiterte: die Partnerwahl. Und der Roman bezeugt, daß dieses Gelingen möglich ist. Der Roman aber, sprich: das veröffentlichte Buch, ist weit mehr als nur ein privates Dokument; indem Maria Wirtemberska es dem polnischen Lesepublikum ihrer Zeit vorlegt, hebt sie ihr persönliches Schicksal ins Allgemeine. Nimm und lies, sagt sie, und du wirst dich wiederfinden! Das war um 1820 noch ein viel radikalerer Vorgang als wir uns das heute, in Zeiten ständig fortschreitender medialer Entprivatisierung, noch vorstellen können.

Andererseits: Wie würden wir diesen Roman lesen, wenn wir den Lebensgang seiner Autorin nicht kannten oder von ihm absähen und einen unschuldig-fremden Blick aufsetzten? Was würden wir dann erkennen?

Zunächst eine Gesellschaft im Wandel. Vor allem scheint eine neue Liebesordnung notwendig geworden. Eine noch mittelalterlich geprägte Heiratspolitik, nach der jahrhundertlang Eltern und Familien entschieden haben, wer sich mit wem verbindet, ist nicht mehr akzeptabel. Männer und Frauen wollen nun selbst entscheiden, mit wem sie sich zusammentun; mit ihrer Vorstellung von Individualität läßt sich die althergebrachte Eheanbahnung nicht mehr vereinbaren. Doch schon drohen neue Risiken. Wie verlässlich sind Gefühle und wie tragfähig frei

gewählte Gefühlsbindungen? Ist bei der Partnerwahl auf den Instinkt Verlaß? Bleibt der andere nicht immer doppeldeutig – und bleibt man selbst nicht ebenfalls doppeldeutig? Was bindet Menschen aneinander in einer Welt zersplitternder Traditionen und hinfälliger Autoritäten? Das sind Grundfragen des herauskommenden bürgerlich-liberalen Zeitalters und der Moderne – auch Maria Wirtemberska hat sie gestellt und vor der Folie ihrer Erfahrungen beantwortet; sie erweist sich damit als Schriftstellerin auf der Höhe einer gesamteuropäischen Thematik, den kontinentalen Vergleich bräuchte sie also nicht zu scheuen.

Doch sie hat ihr Buch vor allem für die polnische Gegenwart geschrieben – für die bleierne Zeit vor dem Novemberaufstand von 1830. Das beweist schon ihr Vorwort, in dem sie uns als eine zugleich ängstliche und beherzte Autorin entgegentritt. Das Vorwort ist überschrieben mit den Worten „An meinen Bruder“. Gemeint ist der um zwei Jahre jüngere Adam Jerzy Czartoryski, einer der führenden politischen Köpfe Polens in seiner Generation; nach der Niederschlagung des 1830er Aufstands sollte er die polnische Emigration im Pariser Exil führen, der sich auch seine Schwester anschließen würde. In dem Vorwort heißt es unter anderem:

(Mein) Buch hat keinen anderen Vorzug als den, daß es der erste Roman dieser Art in unserer Sprache ist. Denn die Romane von Krasicki oder Jezierski beschreiben die Bräuche unserer Väter und Großväter, schildern indes nicht das Bild der heutigen Gesellschaft. Dieses Bild ist in *Malwina* weder vollständig noch vollkommen, aber weil es das erste ist, wird es vielleicht Neugier wecken; wer die Seiten des Buchs überfliegt, wird erkennen, daß es kein Genre gibt, für das sich die polnische Sprache nicht eignete ... Ich weiß wohl, daß viele Gattungen des Schrifttums nutzbringender wären als ein Roman; da ich jedoch nicht die Fähigkeiten zu einem wichtigeren Vorhaben in mir spüre, habe ich dieses unternommen, und weil bei uns Romane fehlen, gebe ich mich der Hoffnung hin, daß meine Arbeit nicht umsonst gewesen ist ... (A)uch ein Roman kann zuweilen dienlich sein ... (denn) in Romanen, den getreuen Bildern der Gesellschaft, liest fast jeder von Ereignissen, die denen gleichen, die er selbst erlebt hat, von Gefühlen, die seinem Herzen vertraut sind, von Fehlern, die er beging, von Leidenschaften, die ihn in seinem Leben manchmal fortgerissen haben – er vertieft sich daher unwillkürlich in diese Schilderung, zieht Vergleiche, erwägt, und häufig festigt sich am Ende tief in seinem Herzen die Überzeugung, daß für die Tugend zu wirken zugleich bedeutet, für das Glück zu wirken ...

In diesem knappen Text ist alles da, was wir bereits erörtert haben: die Leidenschaften, die Fehler, und auch Reue klingt an – also all das private Ungemach, das Maria Wirtemberska zu verarbeiten hatte. Aber die Autorin spricht auch zweimal von Gesellschaft, damals noch ein recht neues Wort im literarischen Diskurs Europas und wohl auch Polens, und sie wird es nicht gedankenlos verwendet haben. Wenn wir dieses Wort als eine Art Sonde benützen und diese Sonde in den *Malwina*-Roman versenken – was erkennen wir dann? Anders gefragt: Besitzt die für den Roman so bedeutsame Zwillingiskonstellation auch im gesellschaftlichen Kontext einen Aussagewert? Dürfen wir sie als eine große Metapher entziffern, die eine Antwort auch auf die soziale Problematik von Maria Wirtemberskas Gegenwart enthält? Ich meine, ja – und biete die folgende Lesart an:

Polen war damals ein von fremden Mächten mutwillig zerrissenes Land, eine Gesellschaft – um bei diesem Wort zu bleiben – ohne souveränen Einheitsstaat und dauerhafte nationale Institutionen. In dieser Lage hängt alles von den Menschen ab, von ihrer Fähigkeit, sich nicht ebenfalls zerreißen und auseinanderdividieren zu lassen – den Blick auf den Tag gerichtet, an dem Befreiung möglich wird. Unmißverständlich zeigt Maria Wirtemberska, was ihr dazu nötig erscheint: eine neuartige Sensibilität der Menschen füreinander, eine Zivilgesellschaft ohne Standesvorrechte und -vorurteile, ein Verzicht auf die spätfeudalen Formen der Subjektivität. Was bindet aber Menschen aneinander, wenn sie keinen gemeinsamen Staat haben? Fallen sie wieder auf die Stufe zurück, auf der das bloße Recht des Stärkeren gilt? Lösen sie sich voneinander, weil sie nichts Einheitsstiftendes außer der Macht erkennen können? Fragen, die nicht leicht zu beantworten sind, doch Maria Wirtemberska wagt es, indem sie Bilder erzeugt: So könnte das Bild von den Zwillingen bedeuten, daß angeborener und natürlicher Adel einander finden müssen; oder daß es gut wäre, wenn vortreffliche Sozialisation und instinktgemäße Wildheit sich ergänzten (so wie in ihrem Idealbild vom Ritter, das sie geradezu obsessiv umkreist); oder daß Adel und Volk zusammengehören. Die Rolle des Bürgertums ist in *Malwina* noch schwach ausgeprägt. Dafür treten andere Gesellschaftsgruppen deutlicher in Erscheinung: Priester, Mönche und Bauern etwa, auch ethnische Minderheiten, repräsentiert durch den Zigeuner Dżęga – sie alle sollen im Dienst der kommenden Freiheit stehen, und damit sie bei allen tradierten Rangunterschieden erkennen, daß die neue Freiheit auch ihre eigene sein wird, agieren sie fast gleichberechtigt nebeneinander; keiner von ihnen wird in die alten Schranken verwiesen, keiner mehr herablassend oder verächtlich behandelt.

Ein utopisches Gesellschaftsbild, ohne Frage – geboren aus den Notwendigkeiten der Zeit und aus Sorge um die Zukunft.

Wenn *eine* soziale Schicht sich vor allem korrigieren muß, dann ist es die oberste, also diejenige, die sich nicht um ihren Lebensunterhalt zu kümmern braucht und darum auch nicht so recht weiß, was sie mit sich anfangen soll. Deshalb nimmt in Maria Wirtemberskas Buch die Erörterung einer umfassenden Bildung für Adels-Sprösslinge so erstaunlich viel Raum ein – um bereits im Ansatz jenen blaublütigen Autismus zu kurieren, den sie an ihrem württembergischen Gatten studieren durfte und den auch der aristokratisch sozialisierte Ludomir an sich hat.

Beeindruckend aber ist es, zu sehen, welch riesigen Bogen Maria Wirtemberska von ihrer eigenen Ehe-Malaise bis zum Versuch der Grundlegung einer zugleich freiheitlichen wie auch verantwortungsorientierten Menschenerziehung geschlagen hat. Wenn ihr Roman in Polen eine bestimmte Einsicht fördern sollte, dann wohl jene, die Stendhal in seinem Buch *De l'amour* etwa zur selben Zeit aus der Beschäftigung mit im Freiheitskampf befindliche westlichen Ländern (Frankreich, Spanien) gewonnen hat: „Dieser Zustand (der Revolution, des Freiheitskampfes)“, so schreibt er, „der jedermann lebendige Leidenschaft einflößt, gibt

den Sitten etwas Natürliches, zerstört die Albernheiten, die angenommenen Tugenden, die dummen Konventionen, macht die Jugend ernst und läßt sie die Liebe aus Eitelkeit verachten und die Galanterie vernachlässigen.“

Nun, kurz vor dem Ende, noch einmal zurück zu Maria Wirtemberskas vertrackter Lebensgeschichte: Ihre Ehe mit dem (evangelischen) Württemberger war nach katholischem Recht geschlossen worden, und nach katholischem Recht konnte sie nur aus einem einzigen Grund wieder geschieden werden: nämlich wenn sie von einem der beiden Eheleute nicht freiwillig, sondern unter Zwang eingegangen worden war. Wir haben gehört, daß Maria Anna Czartoryska sich höchstwahrscheinlich im Zustand eines jugendlich-romantischen Blackout verheiratet hat, auch wenn der Roman etwas anderes behauptet. Derselbe Grund, nämlich der einer erzwungenen Heirat, wurde jedenfalls vor dem Kirchengericht in Lublin vorgetragen und auch angenommen ... damit war der Ehe-Mißstand der Magnaten-Tochter beseitigt.

Allerdings sollte dieser Mißstand mit einiger Verzögerung noch ein Nachspiel haben, das für Maria Wirtemberska von traumatischer Wirkung gewesen sein muß. Denn ihr und ihrem Mann war 1792 auf Gut Puławy ein Sohn geboren worden, den die württembergische Seite auf den Namen Eugène taufen wollte, der aber nach dem Wunsch der polnischen Seite den Namen Adam erhielt, also nach dem Vater und dem jüngeren Bruder Maria Annas benannt wurde; er muß ihr ganzer Stolz gewesen sein. Jedoch – „nach dem Ehevertrag kam Adam 1794 zum Vater“, wie es im Familienlexikon der Württemberger trocken heißt. Im Jahr 1816 hat Maria Wirtemberska ihren Sohn vermutlich zum letzten Mal gesehen, in Karlsbad. Zu dieser Zeit stand Adam als Reiteroffizier – ganz der Vater! – bereits in russischen Diensten, wo er zum Generalleutnant und Generaladjutanten des russischen Zaren Nikolaj, seines Onkels, aufsteigen sollte. Mit russischen Truppen drang Maria Annas Sohn nach dem Novemberaufstand von 1830 in Polen ein und unternahm nicht das geringste, um die Verwüstung der Czartoryskischen Güter zu verhindern, darunter Puławy, sein Geburtsort. Kein Wunder, wenn Maria Wirtemberska nicht lange danach erklärte, sie habe keinen Sohn mehr ...

Adam blieb bis 1845 russischer Offizier und wurde seinem Vater Ludwig ähnlicher als ein Zwilling. Er liebte die Jagd und die Oper, häufte einen märchenhaften Schuldenberg an, der ihn überdauern sollte, und starb 1847 in einem hessischen Kurort an einem Bruchleiden, der Berufskrankheit langgedienter Kavalleristen.

Jetzt möchte ich noch, wie bereits zu Beginn angekündigt, die russische Karte aufdecken, auf die das Haus Württemberg gesetzt hat, sehr zu Ungunsten der polnischen Beziehung, die mit der Ehe zwischen Herzog Ludwig und der Magnaten-Tochter Maria Anna angebahnt worden war.

In Zeitlupe: Wir schauen noch einmal zurück auf den Verrat, den Ludwig von Württemberg als polnischer Reiteroffizier im Jahr 1792 beging, als er mitten im

Kampf zu den Russen überlief. Dieser Frontwechsel mag spontan geschehen sein – aber eben doch nicht ganz spontan, wie aus einem späteren Schreiben Ludwigs hervorgeht. Dort schreibt er nämlich, daß er „gemäß dem Rat der Schwester der Großfürstin Hoheit“ gehandelt habe. Diese „Schwester Großfürstin“ war keine andere als die russische Zarin Maria Feodorowna, die ebenfalls dem Haus Württemberg entstammte, ursprünglich Sophie Dorothee geheißen hatte und Ludwigs leibliche Schwester war. Mit ihm und dem gemeinsamen Bruder Friedrich, Württembergs späterem ersten König, war sie in Treptow an der Rega aufgewachsen, wo ihr Vater den Preußen gedient hatte. Von Zarin Katharina als Schwiegertochter ausersehen, heiratete sie 1776 den russischen Thronfolger Paul, der 1796 Zar und 1801 als wahnsinniger Despot bei einem Staatsstreich ermordet wurde. Die auf ihn folgenden Zaren, Alexander I. und Nikolai I., waren beide ihre Söhne – für den Erstgenannten führte Maria Feodorowna die Regierungsgeschäfte, bis er im herrscherfähigen Alter war. Die *Russian connection* des immer noch drittklassigen Herzogtums Württemberg konnte vertieft werden, als Maria Feodorowna 1781 ihren Bruder Friedrich in ihre Dienste nahm und ihn auf den Posten des Generalgouverneurs im russisch besetzten Teil von Finnland hievte. Diese beiden nun, zeitweise kraftvoll unterstützt von der Zarin Katharina, versuchten mit fast allen Mitteln, die Eheschließung ihres Bruders Ludwig von Anfang an zu hintertreiben, und da ihnen das nicht gelang, die einmal eingegangene, nicht besonders stabile Ehe zum Einsturz zu bringen. Prinz Friedrich verstand allerhand von ehelichen Krisen und Intrigen; seine eigene Ehe mit einer braunschweigischen Prinzessin war in halb Europa als „Katastrophe“ verschrien ...

Der Wirtemberska-Verehrer Bütterlin nun hat all die Briefe gesichtet, mit denen Friedrich seinen Bruder bearbeitete und in der eigenen Familie beziehungsweise an befreundeten Höfen eine planvolle Desinformation betrieb, um Louis und seine polnische Gattin schlechtzumachen. Dabei ist die politische Stoßrichtung der Argumente nie zu übersehen. Anfangs gesteht er dem heiratswilligen Bruder noch eine gewisse „Jugendlust“ zu, merkt aber sogleich an, daß eine solche Lust für ein Mitglied „unserer zahlreichen und nicht (sehr) wohlhabenden Familie nicht angebracht“ sei. Den Gipfelpunkt erreicht Friedrichs Intrige mit der nach allen Seiten hin ausgestreuten Behauptung, sein Bruder Ludwig und Maria Anna wollten sich an der polnischen Königskrone vergreifen. Unermüdlich dekliniert er die „Nachteile und schweren Folgen“ dieser Ehe – und meint damit nichts anderes als jenes politische Störpotential, das die polnisch-schwäbische Verbindung seiner Ansicht nach enthielt.

Denn Prinz Friedrich, der als großer Modernisierer in die Geschichte Württembergs eingehen sollte, verfolgte schon früh mit stiernackiger Konsequenz eine Diplomatie zur Aufwertung des kleinen Fürstentums im deutschen Südwesten. Die Vermählung seiner Schwester mit dem russischen Thronanwärter kam da wie gerufen. Doch man muß sich klarmachen: Die Württembergerin, die in Rußland den Namen Maria Feodorowna erhielt, wurde von Zarin Katharina keineswegs zur

Schwiegertochter gewünscht, weil sie aus dem Schwabenland kam (dazu war das „Ländle“ doch zu unbedeutend) – sondern weil sie mit dem Preußenkönig verwandt war, diese Beziehung wog weitaus mehr in einer Adelswelt, in der das Heiraten und Geheiratet-Werden nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln war. Doch Friedrich verstand es ausgezeichnet, die so entstandene familiäre Bindung nach Rußland für die württembergischen Interessen auszuschlachten. 1797 dienten sie ihm dazu, Napoleon Zugeständnisse abzurufen, um Württembergs Selbständigkeit zu bewahren; und 1814 spielte er sich in den Vordergrund, als er den deutschen Kleinstaaten empfahl, sich mit dem Zarenreich zu verbünden, um die innerdeutschen Hegemonialansprüche Österreichs und Preußens einzudämmen.

Angesichts solcher bereits früh gehegten Absichten Friedrichs mußte die polnische Liaison seines Bruders Ludwig als absolute Fehlbindung, als geradezu monströse Mesalliance erscheinen – zumal die Fürstin Czartoryska auch noch dem führenden polnischen Haus des antirussischen Widerstands angehörte!

Arme Maria Wirtemberska ... ob sie wohl von den diplomatisch-dynastischen Machenschaften ihres Schwagers wußte, ob sie ahnte, was hinter den Adelskulissen eines neu konzipierten Europa vor sich ging, ob ihr klar war, wie sehr man sie, die Tochter der polnischen Freiheit, als Stolperstein empfand, der dringend aus dem Weg gekickt werden sollte?

Für die Württemberger indes hat sich die russische Option ausgezahlt – „märchenhaft“ nennt ein namhafter Landeshistoriker die seit Maria Feodorowna beständig ausgedehnten schwäbisch-russischen Familienbeziehungen. Über hundert Jahre lang fiel russischer Großmachtglanz fortan auch auf das winzige, im Grunde gutmütig-liberale Württemberg, und die Folgen sind heute noch zu besichtigen. Gleich zwei Zarentöchter, Katharina und Olga, wurden württembergische Königinnen, drei weitere eheliche Verbindungen auf höchster dynastischer Ebene sollten folgen. Stuttgart erhielt eine russische Kirche, das Stuttgarter Schloß eine orthodoxe Kapelle. Bedeutende Bildungs- und Pflegeeinrichtungen wurden nach Katharina und Olga benannt; bei Tübingen, im alten Staatswald Schönbuch, gibt es nach wie vor den Naturlehrpfad Olga-Hain, und das einstige Stuttgarter Königin-Olga-Kinderkrankenhaus heißt im schwäbischen Volksmund noch immer „’s Olgäle“.

Doch bei aller Russen-Seligkeit im Staate Württemberg: In den Jahren nach 1830, als zahllose polnische Flüchtlinge durch das Land gen Westen zogen und einige von ihnen auch für eine Weile blieben, gehörte das Herz des Volkes sowie der Intellektuellen den von den Russen wieder einmal geschlagenen und unterworfenen Polen. Einen „Vertilgungskrieg“ nannte Ludwig Uhland, die wichtigste Stimme der schwäbischen Romantik, was das zaristische Rußland mit seinen Nachbarn anstellte. Die große, geradezu überschwengliche Polensolidarität im damaligen Württemberg kann durchaus auch als demokratische Reaktion auf die

dynastische Russophilie des Herrscherhauses gesehen werden ... womit ich am Ende angekommen wäre ... wenn mir nicht noch eine seltsame Parallele zu späteren Zeiten einfiel ... und die erst jüngst wiederholte Warnung Vaclav Havels in den Ohren klänge, die Warnung nämlich, nicht zu vergessen, „daß es zwischen Deutschland und Rußland (noch) ein Land namens Polen gibt“.

Diese Vergeßlichkeit, so scheint mir, hat ihre tiefsten Wurzeln in jener Epoche, in der sich Maria Wirtemberskas polnisch-württembergisches Ehedrama abspielte.